

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 262

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Toggenburg

Ausserrhoden

Rheintal

Winterthur

Tivoli

Washington

St. Anton & die Welt

Zweierlei Mass

In den letzten Wochen war es ziemlich unlustig, als Toggenburgerin im Thurgau zu arbeiten. Ich hab gefühlte 50 Mal auf die Frage geantwortet, wie es denn nun sei, im Neonaziland zu leben und überhaupt. Ich hab mir angehört, wie blöd gewisse Gemeindepräsidenten sind und wie unglaublich raffgierig die Restaurantbesitzer. Mit einem Mal scheint die ganze Schweiz aus lauter Fachleuten zur Neonaziszene zu bestehen, und so ziemlich jeder fühlt sich be-seelt, mir Tipps zum (Über-)Leben im Toggenburg zu geben.

Ich habe wirklich versucht, der ganzen Sache gelassen zu be-gegen. Spätestens bei der Frage: «Ja hast du denn nichts bemerkt, als die alle kamen?» war es dann mit meiner Höflichkeit vorbei.

«Nein. Ich hab es nicht bemerkt, dass das Toggenburg an jenem Samstagabend von Neonazifans überrannt wurde. Ich gehöre nämlich nicht zu den Leuten, die den ganzen Tag auf der Strasse rumstehen und fein säuberlich notieren, wer von wo nach irgend-wo fährt.» – «Achli empfindlich hüt, hä?»

Mir war natürlich auch klar, dass im Toggenburg keiner nach der politischen Gesinnung des Gegenübers fragt, wenn die Rechnungen brav bezahlt werden. Man mag dies als naiv bezeichnen. Ich denke, es ist reiner Pragmatismus. Damit habe ich persönlich kein Problem.

Letzte Woche ist mir dann aber der Kragen vollends geplatzt: Berufskollegen von mir, begeisterte Toggenburg-Touristen, wollten mit einer kleinen Gruppe von Menschen mit Beeinträchtigungen ein Ferienhaus im Obertoggenburg buchen. Bis zur Reservation schafften sie es. Als der Vermieter dann aber begriff, dass Behinderte in seiner – sorry für den Ausdruck – Bruchbude! über-nachten wollen, wollte er keinen Vertrag mehr abschliessen.

Ich habe da eine sehr klare Meinung: Offenbar sind Menschen, die es für richtig halten, Juden zu vergasen, die den Holocaust leugnen und die wohl den gesamten Geschichtsunterricht auf dem Klo mit Masturbieren verbracht haben, willkommenere Gäste im Toggenburg als Menschen mit einer Behinderung.

Ich für meinen Teil kann es also sehr gut verstehen, wenn kritische Geister keine Ferien mehr im Toggenburg, besser gesagt in Unterwasser buchen. In Lichtensteig ist es ohnehin viel schöner.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u.a. *Demenz für Anfänger*) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Wider das Vergessen

Es gibt in der kürzlich erschienenen *Appenzeller Anthologie* einen Text, über den ich dieser Tage viel nachdenke. Das Buch, dem der Text entnommen ist, trägt den Titel *Fast ein Appenzeller*. Der Autor Otto Ascher beschreibt darin seine Zeit als Flüchtling in der Schweiz zwischen 1938 und 1945. Knapp 14-jährig war der jüdische Knabe aus Wien, als es ihm zusammen mit seiner Mutter und dem kleinen Bruder am 25. Dezember 1938 beim zweiten Versuch gelang, den Alten Rhein zu durchwaten und im Flüchtlingslager Diepoldsau vorübergehend Aufnahme zu finden. Der Vater hatte Österreichs Hauptstadt im November verlassen – nach der Reichskristallnacht. Seit dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 waren Tausende Juden und Oppositionelle geflohen. Otto Ascher schreibt über diese Zeit: «Die blanke Willkür herrscht. Es wird offiziell geduldet, dass geplündert, gestohlen, schikaniert, geprügelt und «arisiert» wird.»

Die Familie hatte Glück. «Soviel ich weiss, waren wir die vorletzte Gruppe, die vom [wenig später abgesetzten Polizei-] Hauptmann Grüninger gewissermassen aufgenommen worden ist», hält Ascher in seinem Bericht fest. In Wald-Schönengrund erhielt sie eine Bleibe: «Der Kanton St.Gallen nimmt Flüchtlinge auf [...]. Der Kanton Appenzell nimmt keine Flüchtlinge auf.» Es waren aber weder die Kantone noch der Bund, sondern vor allem ausländische jüdische Hilfsorganisationen, die den Aufenthalt der Flüchtlinge in der Schweiz ermöglichten.

Bis Mai 1941 lebte Otto Ascher in Wald-Schönengrund, bevor er in ein Arbeitslager ins Tessin kam und ein Jahr später in Oberuzwil eine Lehre als Schreiner absolvieren konnte. Zwischenzeitlich arbeitete er in Gams auf einer Alp. Im Herbst 1945 kehrte er nach Wien zurück.

Was mich bei der Lektüre von Aschers Bericht betroffen macht, ist zweierlei: Erstens beschäftigt es mich, dass ich das Flüchtlingslager in Wald-Schönengrund mit 150 bis 200 Emigrantinnen und Emigranten erst durch diesen Text kennengelernt habe. Ein weiteres «Appenzeller Lager» gab es auf der Schäflisegg bei Teufen; auch das wusste ich nicht. Einzig vom jüdischen Kinderheim Wartheim in Heiden hatte ich Kenntnis. Und von Unterkünten und Arbeitslagern für internierte Militärpersonen und Zivilflüchtlinge während des Kriegs. Höchste Zeit also, diesem Kapitel Appenzeller und Ostschweizer Geschichte Beachtung zu schenken.

Damit bin ich beim zweiten Punkt, der mir mit Blick auf aktuelle Ereignisse auf der Weltbühne nahe geht: Wie in den 1930er-Jahren wird es wieder salonfähig, offen und hemmungslos zu haben. «Die Drohbriefe, die es anonym schon immer gab, sind heute mit Namen und Adresse gezeichnet», schreibt die Philosophin Carolin Emcke zu diesem Thema und auf Deutschland bezogen. Und die Islamwissenschaftlerin Lamya Kaddor ergänzt: «Im Netz kocht die Wut hoch. Auf der Strasse stehen Unterkünte in Brand.»

Otto Ascher protokollierte solche Phänomene in Österreich als schleichende Entwicklung seit der Weltwirtschaftskrise bis hin zum Ausbruch der «blanken Willkür» im Jahre 1938. «Schleichend» ist ein wichtiges Stichwort ... Auch die Ängste der Menschen in unserem unmittelbaren Umfeld sind nicht harmlos. Hass ist ernst zu nehmen. Als Gemeinschaft sind wir gefordert, ihm hartnäckig auf der Spur zu bleiben und ihm ebenso hartnäckig und entschieden entgegenzutreten.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Andere Fakten

An einem Abend im November fuhr der Altstätter Stadtpräsident Ruedi Mattle nach Widnau, um für die Wirklichkeit einzustehen. Jetzt stand er erst mal noch ein bisschen draussen auf dem Parkplatz und rauchte eine letzte Zigarette. «Wenn er etwas Falsches sagt, kann ich sofort reagieren», sagte Ruedi Mattle, ein gmögiger Typ mit gmögiger Statur.

Drinne sass Andreas Glarner, der Referent des Abends und SVP-Nationalrat aus Oberwil-Lieli, schon am Stammtisch. Später wechselte er rüber ins Säli des Restaurants Rosengarten. Es ging um die kommunale Abstimmung in Altstätten: Die Gemeinde sollte bald darüber abstimmen, ob Land für ein neues Asylzentrum umgezont wird. Und ob die Stadt dem Bund das Land dafür verkauft. «Das geht auch uns hier unten etwas an», sagte der Rheintaler SVP-Präsident Werner Heule in Widnau. «Denn die schwärmen aus.» Er meinte die Asylsuchenden.

Andreas Glarner stellte sich hinter ein Apérotischli und packte den verbalen Bunsenbrenner aus. Die Lage in Altstätten: «Guet Nacht, Altstätte!» Bundesrätin Sommaruga: «Denn sie weiss nicht, was sie tut.» Die anderen Bundesräte: «willfähige Gehilfen». Dann warf Glarner «den linken Medien» vor, die Fakten zu verdrehen. Dann beschuldigte er die Verwaltung der Schweiz, falsche Statistiken auszuweisen. Dann sagte er, keine Gemeinde wolle heute ein Asylzentrum, «ausser vielleicht Altstätten». Der Bunsenbrenner brannte.

Im Publikum sassen vor allem alte Männer – sie riefen dazwischen: «Die Regierung lügt uns an!», «Verträge sind ja zum Brechen da!», «Wir leben in einer Diktatur.» Carmen Bruss, eine SVP-Leserbriefschreiberin aus Diepoldsau, sagte irgendwann: «Danke Andi, dass du uns einmal andere Fakten erzählst. Die Wahrheit.»

Ich sass unter einer Tafel, die für einen Cordon-Bleu-Plausch warb, dachte an das «postfaktische Zeitalter», von dem gerade alle reden, und fragte mich, was mit einem Land passiert, wenn es sich nicht mehr auf Fakten einigen kann.

Nachdem Glarner geredet hatte, stand Ruedi Mattle, der Altstätter Stadtpräsident, auf und sagte: «Man hat uns jetzt echli so hingestellt, als wären wir dumm.» Es gehe nicht darum, sagte Mattle, ob Altstätten ein Asylzentrum wolle. Sondern, *w* die Stadt das Zentrum wolle. In einem Wohnquartier des Orts, umgeben von Einfamilienhäuschen, steht schon heute ein Asylzentrum. Das neue käme am Rand der Stadt zu stehen.

Hinter dem Apérotischli stand weiter Andreas Glarner, er nickte kurz und ging dann nicht mehr gross darauf ein. Die Fakten waren nicht aus der Welt zu diskutieren.

Ob die Brandstifterei Erfolg hatte, entschied sich nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe: Die Abstimmung über das Asylzentrum Altstätten fand am 27. November statt.

Samuel Tanner, 1991, studiert am Schweizerischen Literaturinstitut und lebt in Biel. Er ist in Marbach SG aufgewachsen.

...dass ich Bügelisse heiss

Missverständnisse sind produktiv. So erzählte eine Bekannte von ihren Gottesdienstbesuchen als Kind, wo sie die lateinische Formel «in saecula saeculorum» (in Ewigkeit) stets als derben Fluch missverstanden habe. Man würde es sich zu einfach machen, diese Konvergenz von Herrlichkeit und Verwünschung als Fehlleistung abzuhaken. Sie verweist nämlich auf ein Begehren, das Grundlage sprachlicher Teilhabe ist. Wo Wissen fehlt, schaltet sich ein Deutungsvermögen ein, um aus dem sich Darbietenden Sinn zu schlagen. Kulturtheoretisch folgenreich hat diesen Umstand Walter Benjamin in seinen Memoiren *Berliner Kindheit um 1900* beschrieben. Am Anfang der Initiation in die symbolische Ordnung, so deren Quintessenz, steht eine gefühlsmässige Aneignung, die auch später immer wieder durchschlägt.

Zum Beispiel an Sportveranstaltungen. Wenn die Stehplatzbesucher auf der Schützenwiese – wie es nicht nur dort Brauch geworden ist – mit der Mannschaft nach gewonnenen Spielen ins Hüpfen kommen und den Namen des Stadions rufen, gibt es jeweils Einzelne, die mit dem Namen eines Haushaltsgeräts einstimmen, dem Klang nach der «Schützeweise» zum Verwechseln ähnlich. Die Produktivität solcher Verfremdungen erschöpft sich nicht in heimlicher Subversion. Als an den Fussballeuropameisterschaften diesen Sommer Anhänger der irischen Mannschaft in Paris eine Strassenunterführung blockierten, griff nach langer, erfolgloser Überzeugungsarbeit ein Flic zur Lautsprecheranlage seines Polizeiautos, um den Fans vorzusingen, was diese bereits wissen mussten. Aus deren «Stand up for the irish team» wurde ein «Go home for the french police» (nach einer Melodie der Pet Shop Boys). Was im Sprachverkehr gelingt, so der Vorschlag dieser Intervention, sollte doch auch im Sinne der praktischen Vernunft möglich sein: Die Unterführung könnte wieder für die Autos frei werden, ohne dass das Selbstbewusstsein der Fans herabgesetzt wäre.

Ebenso als ein Gebot der Vernunft mag erscheinen, dass finanziell rechenschaftspflichtige Körperschaften ihre Situation durch symbolisches Handeln verbessern. In diesem Sinn regte ein hiesiger Gemeinderat ein Namenssponsoring für die Schützenwiese an. Die Reaktionen waren erwartungsgemäss skeptisch. FCW-Geschäftsführer Andreas Mösl, in der Fanszene gut verankert, gab zu bedenken, das sei ein heikles Thema, denn mehr zu verkaufen als den Namen des Stadions gehe nicht. Die Alternative Liste liess umgehend verlauten, der FCW verkaufe seine Seele nicht. St.Gallens Arena lässt grüssen. Ein Präzedenzfall wäre es aber auch für Winterthur nicht: Die Eishalle Deutweg – auch sie im Besitz der Stadt – wurde bereits im Sommer nach einer Immobilienfirma benannt. Das hat 110'000 Franken eingebracht, wovon 100'000 an den hiesigen NLB-Club gingen und 10'000 Franken an die Stadt. Prompt kam die Frage auf, ob das nun Sponsoring sei oder nicht eher eine Subvention. Jedenfalls ist das Verhältnis interessant: Ein Teil geht an die Besitzerin der Infrastruktur, zehn Teile gehen an die dort Spielenden (bzw. Arbeitenden).

Auch das Publikum ist mit den ernsten Spielen des ästhetischen Kapitalismus eng verzahnt. Dessen Trick besteht nun mal darin, zwar nicht Stroh zu Gold zu spinnen, aber affektive Intensität zu barem Geld zu machen. Findet sich nicht bald ein zahlungskräftiger Ersatz für den abtretenden FCW-Patron Hannes W. Keller, wäre es nicht verkehrt, das Geld zu nehmen – und weiterhin genau hinzuhören.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.



Von Anis bis Zimt
Bio in der Tasse!



STADTLADEN
ST. GALLEN
Biologische Lebensmittel

Katharinengasse 12
9000 St. Gallen
Tel. | Fax 071 244 20 55
www.stadtladen.ch



**HENESSEN
MÜHLE**

**HENESSEN
WEIHNACHTS-
MARKT**

**2.-4. / 9.-11.
DEZEMBER 2016**

FR 15-20 H
SA 11-20 H
SO 11-18 H

**WEIHNACHTS- UND
KUNSTHANDWERKER/-INNENMARKT**

**WEIHNACHTSBEIZ KULTURTENNE HENESSENMÜHLE
GOSSAU**

25 AUSSTELLER/-INNEN

WWW.HENESSENMUEHLE.CH

Saiten Online

Tag für Tag
informativ
und aufmüpfig,
politisch
und kulturell
hellwach,
eine Plattform
für Fakten
und Haltungen,
Einsichten
und Debatten.
saiten.ch



**HANDWERK
LEIDENSCHAFT
CRAFT BEER**